



BÜCHERGILDE
unterwegs

Die Reise-Reihe
gegen Fernweh

Herausgegeben und
mit einem Vorwort
von Julia Finkernagel

Alfons Paquet

Der Rhein,
eine Reise

Büchergilde Gutenberg

Die hier vorliegende Ausgabe folgt Alfons Paquets Text *Der Rhein, eine Reise*, erschienen 1923 in der Societäts-Druckerei GmbH, Frankfurt am Main. Die Rechtschreibung wurde behutsam modernisiert.

Das auf dem Nachsatz abgedruckte Gedicht »Kurze Biographie« von Alfons Paquet folgt der Ausgabe *Ich liebe nichts so sehr wie die Städte ... : Alfons Paquet als Schriftsteller, Europäer, Weltreisender* von Sabine Brenner, Gertrude Cepl-Kaufmann, Martina Thöne (Frankfurter Bibliotheksschriften Bd. 9, Verlag Vittorio Klostermann, 2001, S. 11).

Ausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg
1. Auflage 2022

© dieser Ausgabe:

Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich, 2022
Alle Rechte vorbehalten.

www.buechergilde.de

Buchgestaltung: Clara Scheffler
Einbandmotiv: Mäuseturm bei Bingen am Rhein und Ruine Ehrenfels
© Quagga Media UG / akg-images (Ausschnitt)
Redaktion: Marie-Theres Stickel
Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7391-1

~

~

~

vorwort

von Julia Finkernagel

Eine Reise entlang des Rheins – der erdkundliche Aspekt einer solchen Expedition liegt auf der Hand. Einfach dem Wasser folgen, in diesem Fall von der Quelle bis zur Mündung. In Alfons Paquets Motivation jedoch weben sich weit aus gewichtigere Aspekte hinein als der bloße geografische Impuls: Für ihn tun sich am Flusslauf politische, gesellschaftliche und weltanschauliche Perspektiven auf. Alfons Paquet hat am Rhein einen Narren gefressen. Zeit seines Lebens hat dieser Fluss den gebürtigen Wiesbadener einfach nicht losgelassen: Paquet verehrt ihn, sieht ihn als Lebensader und Friedensstifter.

Paquets Reise hat mich dazu inspiriert, meiner eigenen Rheinverbundenheit auf den Grund zu gehen. Denn vermutlich haben die allermeisten von uns mindestens eine Assoziation zur wohl bedeutendsten Wasserstraße Europas. Also habe ich nach Rheinerinnerungen in meinem bisherigen Leben gekramt – und muss zugeben, ihre Flut hat mich vollkommen überrascht:

Die ersten Sandkörner überhaupt habe ich im Mündungsdelta des Rheins an der holländischen Küste verschluckt – dort, wo der Oude Rijn in die Nordsee fließt und wo, wenn man den Rhein auf einer Landkarte betrachtet, der »Baum« seine feinsten Verästelungen hat. In späteren Sommerferien sind meine Geschwister und ich am anderen Ende des Rheins, also quasi an der Schweizer Wurzel, durch die gletscherkalten Sandbänke des Vorderrheins um die Wette gewatet, bis uns die Gelenke schmerzten. Als Mutprobe.

Diverse Familienerinnerungen meiner Kindheit sind mit Frühaufstehen und Wandern im Rheingau verbunden. Fand mein Vater super. Was wir Kinder allerdings noch besser als das Wandern fanden, war das Gruseln über den betörenden Gesang der Loreley mit seinem für Fischer angeblich tödlichen Ausgang. Ebenso hatte uns die Horrorstory vom Binger Mäuseturm enorm in den Bann gezogen. Als Jugendliche haben wir dann – wie wohl alle anderen in Westdeutschland verorteten Klassenfahrtskommandos – am Dreiländereck Halt gemacht.

Es folgte die romantische Phase. Als Frischverliebte fand ich die alte Zugstrecke links des Rheins die wohl zauberndste Fahrt, die man zum oder mit dem Holden machen konnte. Am liebsten frühmorgens, wenn der Nebel sich noch nicht gelichtet hatte. Die Fahrt entlang des dampfenden Flusses war für mich wie ein Flug durch ein Märchenland (zu meinem Prinzen). Als junge Managerin starrte ich später bei so mancher Zugfahrt auf den letzten Metern vor dem Kölner Hauptbahnhof von der Hohenzollernbrücke auf den Rhein und fragte mich, wie er das macht: von allem unbeeindruckt dahinfließen. Einfach nur *sein*.

Schließlich standen wir im letzten Sommer auf dem Weg zu einem Familienfest auf einer winzigen Autofähre, die uns zur anderen Rheinseite befördern sollte. Wir ruderten mit den Armen und winkten denjenigen Familienmitgliedern zu, die bereits vor uns drüben angekommen waren, während wir – von hausgemachten Elsässer Marmeladen und Obstbränden abgelenkt – die Überfahrt nach Frankreich verpasst hatten. Der Weg zu dieser Fähre (den man übrigens nicht von Kartenapps angezeigt bekommt) war uns als Geheimtipp verraten worden. Ebenso wie die Tatsache, dass dieser winzige Grenzübergang entgegen der strikten Schließungen des ersten Pandemie-Jahres trotziger weiter tagein und tagaus genutzt worden war – eine stete Verbindung, quasi unter dem Radar ...

Weit über die persönlichen Rheinerinnerungen hinausgehend, tragen für den Pazifisten Alfons Paquet die Wellen des Flusses allerdings eine viel größere Bedeutung mit sich: eine metaphorische. Obwohl er seine Reise im Nachhall des Ersten Weltkriegs und zur Zeit der deutschen Inflation macht, verbindet der Strom in seinen Augen viel mehr als er trennt. In Paquets Rheinvision steht das Gewässer für den ersten zarten europäischen Gedanken, für transnationale Gemeinsamkeiten, genossenschaftliche Ideen und die Überwindung aller menschengemachten, kriegsgeschaffenen und volatilen Grenzen – die einen Fluss, sofern er eine Meinung äußern könnte, höchstwahrscheinlich ohnehin nicht interessieren würden. Paquet hat Demut vor dem Rhein, er verneigt sich vor ihm mit diesem Buch. So schreibt er, gerade aus der Schweiz kommend, im 18. Kapitel

seiner Reportage: »Nicht *ich* mache die Reise, ich begleite nur die Reise des Flusses.«

Soeben messe ich in der Kartenapp: Auch ich bin keine fünf Kilometer Luftlinie entfernt vom Rheinufer geboren. Offenbar lässt der Rhein niemanden unberührt. In jedem Tropfen Wasser fließt eine Erinnerung, ein Bild, ein Gedanke. Bis zu diesem Buch war mir das nicht bewusst. Für Paquet jedoch, den glühenden Rheinutopisten und erstaunlich modernen Europäer, war der Fluss schon vor hundert Jahren politische Inspirationsquelle und strömendes Zentrum seines Lebens.

Nun sind Sie dran: Reisen Sie mit Alfons Paquet auf der großen Rheinwasserstraße. Finden Sie *Ihre* Verbindung.

~

vorwort

Es war wirklich eine schöne Sache, einmal vom Gotthard bis zum Hoek van Holland den Rhein in seinem Werden und Vollenden zu sehen, sein ganzes Wesen zu durchschauen und unterwegs nach innerstem Belieben die kleinen Häuser der Betrachtung aufzustellen.

Es war aber auch eine Kunst, und ich komme mir vor, da nun dieses geschrieben ist, wie ein Bildhauer, der es mit einem recht gediegenen und zähen Stoff zu tun hatte und Nerv und Muskel dransetzte.

Die Kenner und Liebhaber des Rheins sind zahlreich und äußerst mannigfaltig, sie sind dazu, was ein wahrer Anreiz ist, sehr anspruchsvoll.

Umso größer ist das Vergnügen, auch ihnen nichts als das Naheliegende gesagt zu haben, das immer neu und befreiend ist.

Alfons Paquet

~

Meinem Freunde Joseph Feinhals

~

eins

Von einer himmlischen Höhe gesehen, müsste diese Alpenwelt mit ihren Tälern und ihren keulenförmigen steinerne Lappen wie die Rinde einer Hirnmasse erscheinen. Was würde dann noch zu erkennen sein von den Hecken, Landstraßen und Viehweiden in dem gleichförmigen Bewuchs ihrer Tiefe? Man würde aber an diesem Punkte hier, wo die beiden kleinen Flüsse kampflustig aufeinanderprallen, das Ende zweier langgestreckter Furchen erkennen, die von weither einander zustreben, um sich nun in einer einzigen größeren Talbreite fortzusetzen. Auf den Treppen der Bergwände stehen die Tannen, die kurzgefassten Wiesen, auf einem samtgrünen Hügel der unscheinbare Obelisk des Kirchturms, der in entfernte Schluchten hinüberblickt. Dem Wanderer sind die Horizonte verkürzt. Die spitzen Glockentürme und die Reste hochgelegener Burgen sind in diesen Tälern wie Periskope, die das ewige Recht des Auges wahren.

Eine Landstraße rankt sich vom Bahnhof über die eiserne Brücke des Tales zu den breiten Höfen des Fleckens Reichenau hinüber, sie führt auf einer zweiten schräg gestellten Brücke über den kiesbelegten Abgrund und ver-

zweigt sich durch Felder und waldnahe Reviere den halbversteckten Ortschaften zu. Und von der Bastei des wohlgepflegten Gartens auf dem Felsenvorsprung, auf dessen Wipfelgewölb das Dachtürmchen eines weißen Schlosses nach allen Seiten um sich blickt, sieht der Wanderer die beiden Wasserflüsse, kalkgefärbt, sonnenglänzend, von einem sanften grünlichen Pastellgrau an den beschatteten Stellen. Ihr helles Rauschen, wie auf Dur gestimmt, hebt sich aus jenem kurzen, brausenden Wirbel, dessen Schollen geglättet weiterjagen. Das ist der Rhein, der hier aus seinen beiden fernen Quellen zusammenfließt, aus Gletscherwassern, von kalten Schneefeldern herabgeschmolzen, in funkelnenden Wasserstürzen geläutert und im Anprall ausgehöhlter Felsenwände mit Sand, Geröll und Steinpulver gesättigt. Er flutet schwer und gläsern gegen den Fels, von dem der zierliche Pavillon aus den benetzten Gebüschern herabsieht; sein gegenüberliegendes Ufer ist eine kleine, vom Flugsand gebildete Dünenlandschaft, von strömungsloser, glasreiner Flut gestreichelt. Schon haben alle die Gewässer, die aus versteckten Tälern kamen, um dies stolze Rinnsal anzufüllen, den Namen des Rheins getragen, Rhein, Rhone und Reuß, die wie ein Stern von langen Silberadern dem gewaltigen Felsenleib des Gotthard entstrahlen, mit ihren Wurzeln zusammengebunden, doch nach drei Weltseiten entfliehend, tragen das Urwort ihres Namens durch alle Sprachen Europas und bewahren wie im romanischen und germanischen Klang so auch im halbvergessenen keltischen und griechischen den geheimnisvollen Sinn. Auf dem Felsenvorsprung hier, den der erste und schönste Garten des Rheintales mit seinen Rosenbeeten, seinen Felsenspalieren,

seinen Papyruswäldchen, seinen Blutbuchen, bläulichen Kiefern und uralten Waldresten deckt, stand in der Vorzeit ein römisches Steinbild. Es war von den Fremden errichtet, die dem größeren Strom in Köln die Münze mit der Inschrift *Deus Rhenus* schlugen. Das weitgereiste und überschauende Volk der Römer sah den Rhein neben Nil und Tiber als einen der drei großen Naturkräfte, die zu Stützen seiner Machtbereiche geworden waren, und stellte die liegende Gestalt des Flussgottes mit dem umgestürzten Krug auf dem Kapitol zur Schau.

Im Hofe des bürgerlichen Schlosses ist der Knecht beschäftigt, einen Reitsattel zu putzen; in dem stattlichen Wirtshaus zum Adler an der Seite des Schlossgartens sitzen Bauern beim Wein; vor dem Dorfe begegnet mir ein Heuwagen mit falben Rindern, von schwarzhaarigen Männern von römischem Aussehen geführt; ein paar Kinder grüßen den Fremdling mit gelassener Freundlichkeit; im abendlichen Schatten der Bäume gehen zwei Engländerinnen. Das kleine Blockhaus des Bahnhofs steht ein wenig über der Landstraße, auf der jahrhundertlang die Karawanen mit Kaufmannsgütern, Schriftstücken und Waffen beladen von Italien nach Deutschland, von Deutschland nach Italien zogen; die beiden Täler des Rheins waren hoch und drohend, beide verdienten es, *Via Mala* zu heißen. In ihrer schmalen Tiefe eilen jetzt die Züge mit der Gabel am Draht, schwere Maschinenwagen, lackglänzend. Das Blockhaus, in der beginnenden Nacht, ist mit gelber Lichtfarbe angefüllt, an den Wänden die Fahrplantaafeln und die Plakatlagerbilder schwedischer Schneegebirge und Wasserfälle. Das kleine Haus ist heute nichts weiter als einer der Stützpunkte

in der nüchternen und exakten Gastlichkeit der modernen Touristik. Aber diese Landschaft umfasst in ihrer ungeheuren steilen Gedrängtheit den Süden wie den Norden, wie sie von jeher die Menschen von Süden und Norden an sich zog. Im uralten Wechsel von Tag und Nacht ist jetzt die kurze, schweigende Dämmerstunde. Noch weilt am Himmel die klare Tagesbläue, die Talwände versinken im Schwarz. Plötzlich erhebt sich das Geläute einer Dorfkirche irgendwo mit gleichmäßig tönendem Hämmern, um einsam und zögernd zu verstummen. Aus einer schwarzen Talkulisse schießt der Zug in das aufstrahlende Geleise, dessen Wegzeichen glühenden Pfeilspitzen ähnlich sind. Der Zug eilt durch die frische Heuluft einer nebelhaften Ebene der alten Stadt entgegen. Wie ein Sternbild elektrischer Lichtpunkte zeichnet die Stadt Chur in die Dunkelheit der Bergwände den Umriss der alten Schuttmoräne, auf die sie hingebaut ist.

Es ist dünne Luft hier oben. Das breitoffene Tal des Hochgebirges liegt in eine Unendlichkeit von Licht gebettet, Bergspitzen säumen den Horizont scharf und nackt wie Beile aus der Steinzeit, sandfarbene und verwitterte Häupter, weiß herüberglänzende Berggebilde, deren Rücken sich heben und senken wie Diagramme einer unumstößlichen Tatsachensprache. Unten aber sind die bewaldeten und samtbraunen Kuppen in weitem Wurf abwärts gekrümmt. Den Gipfel, auf dem unser Fuß jetzt steht, sahen wir in der Morgenfrühe noch in der äußersten Ferne, wir fuhren im offenen gelben Postwagen der Alpenstraße auf ihn zu; er ist der am hellsten strahlende Winkel in der Schneewelt des Gotthard-Körpers, sein Name ist der *Baduus*. Nun liegt seine steile Wand im Schatten unter uns, Granitgestein in mürbem Schnee vergraben, buntes und mit Flechten überzogenes Felsgestein, aus dessen Löchern die Murmeltiere pfeifen, feuchtes Geröll, dessen Rinnsale in ein sumpfig rotes Gelände niederfließen. Wir sahen diese alabasterne Höhe, deren Lautlosigkeit vollkommen ist, im Gedränge der schattigeren Kämme und ahnten schon aus der Form dieses Gipfels, der wie ein Becher ist, den kleinen, kristallinen

See. Die höchste Spitze des Berges lag fast durchsichtig im Mittagslicht, mit zwei brennend weißen Stellen, die funkeln- den Augen glichen. Nun liegt ganz weit hinter allen sanften Biegungen des Tales das alte große Kloster mit dem Dorf zu seinen Füßen, die Kirche von Disentis, hochge- wölbt mit goldüberladenen Altären, mit ihren kühlen, stei- nernen Treppengängen und dem sonnigen Obstgarten, aus dem uns ein Mönch, auf der Leiter stehend, eine Handvoll bernsteinroter Pflaumen vor die Füße warf. Wende ich den Kopf hier oben, so sehe ich vor dem weiß und schwarz ge- fleckten Abhang den See. Seine vier flachen, kleinen Buch- ten geben ihm einen regelmäßigen und länglichen Umriss. Sein Spiegel ist vollkommen klar, seine Tiefe scheint uner- gründlich. Feierliches und belebendes Gefühl, dass dieser geheimnisvolle Spiegel der Quell eines großen Stromes, der Urbeginn des Rheines ist, und dieses Gestein die kristalle- ne Schale, in die aus Schneegefilde und Wolken die meerent- stiegenen Wasser niedertriefen. Könnte doch Europa sein Antlitz über diesen Spiegel neigen, seine zerrissenen Züge würden sich glätten, es würde gütigeren und reineren Her- zens, mit den kleinen Blumen dieses Berges geschmückt, in seine Täler niedersteigen! Die Höhlen des Abhanges hier in der Nähe würden fromme Griechen einst dem Pan, dem Asklepios geweiht haben; vielleicht hätten sie zu Füßen die- ses Berges, wo die Passstraße in Schlangenwindungen zur Seite steigt und ein preisgegebenes Bahngleise die Einöde der Hirten durchschneidet, ein gewaltiges Delphi errich- tet mit tönenden Hallen und schimmernden Weihegaben.

Mir scheint, dass selten ein menschlicher Fuß den stei- len, nur von blassen Enzianblümchen geschmückten Ab-

hang hier oben betritt. Wir schöpfen Wasser, um eine Schale Tee zu kochen, ein Stück Brot und ein Apfel ist unser Mahl, die Sonne röstet unsere mit Schnee geriebene Haut. Wir steigen nochmals zum See hinab und gehen am Ufer entlang zwischen Felsentrümmern, die Sarkophagen, urweltlichen Thronen und Säulenstümpfen gleichen. Die Sonne vollendet jetzt ihren abendlichen Bogen; sie berührt die Bergspitze, das Wasser kräuselt sich unendlich leise von dem ersten kühlen Fallwind. Noch ruht warmes Licht auf unserem Abhang, aber das Kristall des Wassers färbt sich unendlich zart opalisch, es gibt stärker die grünliche und orangene Farbe des Himmels wieder, der Umriss des Berges, finster im Goldgrund des Himmels, wiederholt sich im See mit körperloser Dunkelheit. Und plötzlich, da die Sonne verschwindet, ist Winter hier oben, der ferne Bach, der durch ein Felsenmeer herabstürzt, rauscht fremd und eisig. Der See ist flaschengrün, von Schuppen überzogen, die anfangen, Wellen zu werden.